

Kapitel 13

Frühchristliche Lebensformen und christliches Mönchtum

Mit dem Mönchtum entwickelte sich im Christentum eine Lebensform, die als eines seiner charakteristischen Merkmale gelten darf. Es hat seine Sozialgestalt stark geprägt und ist im Laufe seiner Geschichte in verschiedenen Bereichen höchst einflussreich und wirksam geworden; das gilt für Spiritualität und Mystik nicht weniger als für Theologie und Liturgie, desgleichen für Bildung und Erziehung, für die Baukunst, Ikonographie und die Buchkunst, schließlich auch für die Mission und Christianisierung sowie nicht zuletzt für alle Bereiche sozialen und kulturellen Engagements. Das Mönchtum gehörte allerdings nicht schon von Anfang an zum Christentum; es ist erst im Laufe der Spätantike entstanden (→ Kap. 13.2). Davor, im Frühchristentum, gab es zwei Typen von Anhängern Jesu: „Wandercharismatiker“ und „sesshafte Sympathisanten“ (Gerd Theißen). Während die Wandercharismatiker ein Phänomen des Urchristentums waren und danach verschwanden, entwickelten sich aus den sesshaften Sympathisanten die christlichen Ortsgemeinden, denen die meisten Christinnen und Christen damals wie heute angehören.

1. Wandercharismatiker und Ortsgemeinden

Wandercharismatiker Jesus selbst hat als Wanderprediger gelebt. Er zog in Galiläa und Judäa umher, verkündete seine Botschaft vom Anbruch des Reiches Gottes und sammelte Anhänger um sich, die entweder in ihren Wohnorten verblieben oder sich seinem Wanderleben an-

geschlossen. Diese Wandercharismatiker werden in den Quellen meist als „Apostel“, „Propheten“ oder „Lehrer“ bezeichnet. Namentlich bekannt sind die Mitglieder des Zwölferteiles um Petrus, ferner Philippus, Paulus und Barnabas. Sie übernahmen „die Lebensweise des Herrn“, wie es in der *Apostellehre* vom Ende des 1. Jahrhunderts heißt (*Didache* 11,8), und lebten ein radikales Ethos, das sich als Heimat, Familien, Besitz und Schutzlosigkeit charakterisieren lässt, letzteres bis hin zum Verzicht auf Verteidigung und sogar Notwehr. Die Heimatlosigkeit war mit der Existenz als Vagabund automatisch gegeben. Familienlosigkeit bedeutete nicht sexuelle Askese, denn manche dieser Wandercharismatiker, zum Beispiel Petrus, waren verheiratet und zusammen mit ihrer Frau unterwegs, sondern das Verlassen des herkömmlichen Familienverbandes und der von ihm gewährleisteten sozialen Absicherung. Die Besitzlosigkeit erforderte den freiwilligen Verzicht auf materielle Lebensgrundlagen. Die ersten Anhänger Jesu waren nicht völlig besitzlose Leute, die nichts mehr zu verlieren hatten, sondern, wie die neuentamentlichen Berufungsgeschichten zeigen, Leute, die etwas aufgeben mussten: Häuser, Felder, eine Zollstation, ein Fischerboot.

Die soziale Herkunft der urchristlichen Wandercharismatiker war unterschiedlich. Vor allem rekrutierten sie sich aus der breiten Schicht der kleinen Leute, die aus bescheidenen Ressourcen ein karges Leben führten und ständig von Verelendung bedroht waren. Möglicherweise haben soziale Not, politische Repression und sozioökonomischer Druck, die im 1. Jahrhundert in Palästina zunahmen, das Aufnehmen dieser Lebensweise gefördert. Das Beispiel des hellenistisch wie jüdisch gebildeten Paulus, der aus einer sozial besser gestellten Familie kam und bei seiner Bekehrung enorm viel aufgegeben hat, belegt allerdings, dass die treibende Kraft der radikalen Jesusnachfolge eine religiöse Motivation war.

Ortsansässige Anhänger und Ortsgemeinden Neben den Wandercharismatikern hatte Jesus von Anfang an Anhänger, die sich nicht seinem Wanderleben anschlossen, sondern an ihren Orten und in ihren Familien blieben und Jesus und seine mitwandernden Anhänger ideell und materiell unterstützten. Solche ortsansässigen Sympathisantengruppen bildeten wohl den Kern späterer Ortsgemeinden (etwa der Urgemeinde in Jerusalem). Wandermissionare wie die aus Jerusalem vertriebe-

nen Hellenisten oder Paulus und Barnabas haben schon früh solche Gemeinden gegründet (→ Kap. 2.3). In diesen Ortsgemeinden wurden das Haus (griechisch *oikos*, lateinisch *familia*) im vormodernen Sinn als Gebilde samt sämtlichen Personen darin (Kernfamilie, Verwandte, Gesinde, Sklaven) einschließlich des zugehörigen Besitzes als Lebensraum sowie Ehe und Familie als grundlegende soziale Einheit bejaht. Statt eines familiären Ethos findet sich in ihnen viel antike Tugendlehre und „bürgerliche“ Moral. Das religiöse Leben der frühen Christen spielte sich im (privaten) Häusern ab (so genannte Hausgemeinden) (→ Kap. 8.1).

Das Verhältnis zwischen umherziehenden und ortsfesten Jesusanhängern ist ursprünglich als komplementär zu begreifen. Die Wanderprediger wurden von den Ortsgemeinden mit dem Wenigen versorgt, das sie zum Leben brauchten. Umgekehrt waren sie die Autoritäten, die dafür, dass sie wie Jesus lebten, ihn und seine Botschaft repräsentierten (was nicht heißt, dass alle Autoritätsträger im Urchristentum Wanderprediger waren: Jakobus, der Bruder Jesu und einer der maßgeblichen Männer in der Jerusalemer Urgemeinde, war keiner). Auch schlossen sich beide Lebensstile nicht aus: Wanderprediger konnten vorübergehend oder auf Dauer in Gemeinden sesshaft werden. Nicht zuletzt durch Missbrauch ihrer Stellung – etwa durch finanzielle Ausnutzung der Gemeinden – gerieten die vor allem in Palästina und Syrien, aber auch in Kleinasien bis nach Griechenland tätigen Wandercharismatiker an der Wende zum 2. Jahrhundert in Misskredit und verloren rasch an Bedeutung. Nur noch vereinzelt sind sie bis in das 3. Jahrhundert hinein bezeugt. Den ortsfesten Gemeinden hingegen gelang unabhängig von den Wandercharismatikern bis Ende des 2. Jahrhunderts der Aufbau stabiler Strukturen (→ Kap. 15.1). Die Ortsgemeinde als überschaubare Gruppe von Mitgliedern wurde zu der Sozialform des Christseins, der als straff organisiertem Verband die Zukunft gehörte.

2. Die Entstehung des Mönchtums in der Spätantike

Eremiten und Koinobiten im Osten Gegen Ende des 3. Jahrhunderts begannen Christen in Ägypten südwestlich des Nildeltas (in der Sketis, in Nitria und in Kellia) und in der oberägyptischen Thebais in die Wüste

zu gehen und „für sich allein“ (griechisch *monachós*, „Mönch“) in Armut zu leben. Aus der namenlosen Schar dieser ersten Eremiten (von griechisch *éremos*, „einsam“) ist Antonius berühmt geworden, weil ihm kurz nach seinem Tod im Jahr 356 Athanasius, der Bischof von Alexandria, in einer Lebensbeschreibung (*Vita Antonii*) ein nach seinen theologischen, spirituellen und kirchenpolitischen Vorstellungen geformtes Denkmal gesetzt hat. Diese Wüstenasketen hausten in Höhlen, aufgelassenen Kastellen oder primitiven Hütten, lebten aber nicht in völliger Isolation, sondern in Eremitenkolonien um einen erfahrenen Mönch, der aufgrund seiner Begabung und seines Charismas zur Autorität wurde, der man sich freiwillig anschloss. Gottesdienst wurde gemeinsam gefeiert, oder man begab sich dazu in die nächstliegende Ortsgemeinde. Dort verkauften die Mönche auch selbst hergestellte Produkte (Matten, Seile, Körbe) auf dem Markt, um sich mit dem Lebensnotwendigen an Nahrung und Kleidung versorgen zu können, das auch für die schlichteste Lebensweise erforderlich ist.

Weil das Eremitendasein für viele eine Überforderung war, entstand ebenfalls in Ägypten bald ein streng geregeltes monastisches Gemeinschaftsleben mit einer verbindlichen Ordnung (einer „Regel“, von lateinisch *regula*, „Richtschnur“, „Maßstab“) und einem Leiter, dem man Gehorsam schuldete, nämlich das Koinobitentum (von griechisch *koinós*, „gemeinsam“, und *bíos*, „Leben“). In der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts gründete Pachomius in Tabennisi in der Thebais das erste Kloster (von lateinisch *claustrum*, „Verschluss“, griechisch: *monastérion*, latinisiert zu *monasterium*). Teils beeinflusst von Ägypten, teils unabhängig entstand Mönchtum ferner in Palästina und in Syrien, wo die Askese schroffe und bizarre Formen annehmen konnte, etwa mit dem Stehen auf mehrere Meter hohen Säulen. Simeon Stylites der Ältere, „der Säulensteher“, war der berühmteste dieser syrischen Asketen. B 23 Er verbrachte 37 Jahre seines Lebens auf der Plattform einer zum Schluss 15 Meter hohen Säule in der Nähe von Aleppo und gewann in den Ortschaften der Umgebung beträchtliche Autorität auch in politischen und sozialen Belangen. Der Ort, der arabisch heute Qalat Siman heißt, wurde zu einem der größten Pilgerheiligtümer der Spätantike.

Als religiöse Basisbewegungen bildeten Eremitenkolonien und Klöster christliche Gemeinschaften neben den Ortsgemeinden. Kirchlich



B 23 Simeon Stylites der Ältere († 459) auf seiner Säule mit einem dienenden Mönch auf einer Leiter, der ein Thymiaterion (Räuchergefäß) trägt. Basaltrelief (von einem Altar?) Syrien, 5. oder 6. Jahrhundert.

eingebunden wurden sie im Osten von der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts an. Basilus von Caesarea forderte gegen das Eremitentum Gemeinschaft als die dem Menschen gemäße Lebensweise und sozial-karitative sowie erzieherische Aufgaben für Klöster, die sich neben oder in einer Stadt befanden. Das Konzil von Chalzedon 451 gliederte jedes Kloster der jeweiligen Diözese ein und übertrug Gründung und Aufsicht dem Bischof (Kanon 4 und 8).

Mönchtum und Klöster im Westen In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts fastete das Mönchtum auch im Westen Fuß. Es ging teilweise aus eigenen Strömungen hervor, stand jedoch in den Anfängen über persönliche Kontakte und dadurch, dass griechische Mönchsliteratur wie die Lebensbeschreibung des Antonius und die Klosterregel des Pachomius in das Lateinische übersetzt wurde, unter starkem Einfluss aus dem Osten. So brachte Johannes Cassian im frühen 5. Jahrhundert öst-

liche Spiritualität aus Ägypten nach Südgallien, wo im Rhodaneta und auf den vorgelagerten Inseln ein monastisches Zentrum entstand (Lérins, gegründet 405/10). Das Eremitentum, beispielsweise auf einsamen Inseln vor der italienischen oder dalmatinischen Küste, blieb im Westen marginal.

Das Koinobitentum begann im Westen in Form freier asketischer Zirkel vor allem unter Frauen des römischen Hochadels – einer der ersten war um 380 der Kreis um Marcella auf dem Aventin in Rom –, die sich zu organisiertem monastischem Leben weiterentwickelten. Eusebius von Vercelli schuf erstmals ein Klerikerkloster, in dem er als Bischof in asketischer Hausgemeinschaft mit seinen Klerikern lebte. Augustinus etablierte diese Form in Nordafrika, wo es aber auch schon eigenständiges Eremiten- und Koinobitentum gab (→ Kap. 14.7).

Gegenüber dem östlichen Mönchtum wies das westliche einige Besonderheiten auf. Die Bindung zwischen Kloster und Kirche war von vornherein enger. Aufgrund der Förderung des monastischen Lebens durch den Adel erhielt dieses insbesondere in Gallien aristokratische Züge; die schwere Feld- und Bauarbeit beispielsweise wurde von den Kolonen (abhängigen Kleinpächtern) oder Sklaven des Klosters verrichtet. Vor allem aber kam es zu einer Verbindung von Askese, Wissenschaft und Kultur, weil am Anfang der monastischen Bewegung Theologen und Literaten wie Ambrosius von Mailand, Rufinus von Aquileja, Hieronymus, Augustinus und Paulinus von Nola standen. Über Jahrhunderte hinweg fungierten Klöster als Zentren der Bildung und als Vermittler antiker heidnischer wie christlicher Kultur an das lateinische Mittelalter (→ Kap. 14.2), an erster Stelle das von Cassiodor nach 554 bei Squillac im Süditalien gegründete *Vivarium*.

Askese Vielfach wird angenommen, die Wurzeln des Mönchtums lägen in der frühchristlichen Askese. Diese Herleitung ist problematisch. Jesus selbst war kein Asket und schon gar kein Mönch, und asketisch deutbare Aussagen in den urchristlichen Schriften, etwa der Verzicht auf Familie, Besitz und Sicherheit, beziehen sich auf die Wandercharismatiker der Frühzeit (→ Kap. 13.1). Sofern Christinnen und Christen in den Anfangszeiten sexual asketisch lebten, taten sie dies im Rahmen des traditionellen Sozialverbandes in ihrer Hausgemeinschaft. Damit

aber unterschied sich dieser so genannte Familienasketismus deutlich vom Mönchtum, das sich aus dem normalen Lebensraum und aus familiärer Einbindung löste.

Nun gehört Askese – also geschlechtliche Enthaltsamkeit, Verzicht auf Haus, Besitz und Körperpflege, Beschränkung von Nahrung, Schlaf und Kleidung auf ein Minimum – gewiss wesentlich zum Mönchtum. Sie ist aber nichts eigentümlich Christliches oder Monastisches, sondern ein verbreitetes Phänomen der Religionsgeschichte in allen Kulturen. In der antiken Welt galt Askese generell als hochwertige Lebensform. Philosophisches Leben in der Spätantike war weithin asketisches Leben. Als Christen im 2. Jahrhundert anfangen, sich als Philosophen zu verstehen, und dabei deren asketische Lebensweise übernahmen, gelangten asketische Vorstellungen in das Christentum. Der Ausdruck „philosophisch leben“ in den spätantiken christlichen Texten bedeutet „monastisch-asketisch leben“. Besonders christliche Gnostiker haben viel Philosophisch-Asketisches aufgenommen. In den gnostisch beeinflussten apokryphen Apostelgeschichten, die seit dem ausgehenden 2. Jahrhundert verfasst wurden, wurden Jesus und die Apostel zu Asketen stilisiert und bestand die christliche Verkündigung in einem Aufbruch zur Askese. Vom 3. Jahrhundert an wurde Heiligkeit, die in den ersten Generationen von allen Christinnen und Christen gefordert und ihnen zugeschrieben wurde, zunehmend mit Jungfräulichkeit identifiziert.

Anachorese Eine asketische Lebensgestaltung gehörte grundsätzlich zum Mönchtum dazu, war aber weder sein Motiv noch sein Proprium. Dieses lag vielmehr im Rückzug aus allen sozialen Bindungen, in der Anachorese (von griechisch *anachōresis*, „Rückzug“). Die Askese war nicht Movens, sondern Konsequenz der Anachorese. Eine kleine Szene aus den *Aussprüchen der Väter* (*Apophthegmata Patrum*), die zugleich etwas von der nicht selten phantastisch anmutenden Atmosphäre der frühmonastischen Literatur vermittelt, vermag das plastisch zu zeigen. Q 35

Im Mönchtum ging es um eine Absage an „die Welt“, an die staatlich-gesellschaftliche ebenso wie an die kirchliche, mit ihren Verpflichtungen und Sorgen, „bei Kinderlosigkeit das Verlangen nach Kindern, beim Besitz von Kindern die Sorge um die Kindererziehung, die Obhut über die Gärten, die Verwaltung des Hauses, die Aufsicht über das Gesinde,

Q35

Aussprüche der Väter Nr. 572 (4./5. Jahrhundert)

Der Abbas Olympios von den Keilien wurde zur Uneinigkeit versucht. Seine Gedanken sagten zu ihm: „Geh und nimm eine Frau!“ Da stand er auf, nahm ein wenig Lehm, machte daraus eine Frau und sprach zu sich: „Sieh, das ist deine Frau! Jetzt musst du viel arbeiten, um sie zu ernähren.“ Und er arbeitete mit großer Anstrengung. Nach einem Tag nahm er wieder etwas Lehm, formte daraus ein kleines Mädchen und sagte zu sich: „Deine Frau hat ein Kind bekommen! Nun musst du noch mehr arbeiten, um dein Kind ernähren und bekleiden zu können.“ So arbeitete er bis zum Umfallen und sagte zu sich: „Ich vermag die Mühe nicht mehr zu ertragen.“ Und er sprach zu sich: „Wenn du die Mühe nicht ertragen kannst, dann verlange auch nicht nach einer Frau.“ Gott, der sah, wie er sich plagte, nahm den Seelenstreit von ihm, und er bekam Ruhe.

Weisung der Väter, *Apophthegmata Patrum*, auch *Gerontikon* oder *Alphabeticon* genannt, übersetzt von Bonifatius Miller (Sophia, Quellen östlicher Theologie 6), Trier 2005, 204 (Übersetzung modifiziert).

Einbußen bei Geschäften, Streitigkeiten mit den Nachbarn, gerichtliche Verwicklungen, Risiken beim Handel, die Mühen der Landwirtschaft, jeder Tag, der kommt, bringt eine neue Verfinsterung der Seele, und die Nächte übernehmen die Sorgen des Tages und umgaukeln den Geist mit denselben Traumbildern. Aus alledem gibt es nur ein Entkommen: Lostrennung von der gesamten Welt, Rückzug aus der Welt“ (Basilius, *Briefe* 2,2).

Motivationen Was hat Männer und später auch Frauen im ausgehenden 3. und verstärkt im 4. Jahrhundert dazu veranlasst, dem weltlichen und kirchlichen Gemeinwesen den Rücken zu kehren und in Wüstengebieten eine neue Lebensweise zu schaffen? Eine verbreitete Erklärung dafür sieht im Mönchtum eine Protestbewegung gegen eine in ihren Augen allzu weltliche Kirche, zumal nach der Konstantinischen Wende, die zu einer zunehmenden Vereinnahmung der Kirche, besonders der Bischöfe, durch den römischen Staat führte (→ *Kap. 8,2; 8,3*). Das hat bei einzelnen Christen gewiss eine Rolle gespielt: Bekehrung (*conversio*) meinte im 4. und 5. Jahrhundert nicht mehr die Hinwendung zum Christentum in der Taufe, sondern die Aufnahme eines asketisch-monastischen Lebens. Der Erfolg des Mönchtums beruhte durch-

2. Die Entstehung des Mönchtums in der Spätantike

aus auch auf dem Protest gegen eine weltliche Reichskirche, doch seine Entstehung ist damit noch nicht erklärt.

Die Zusammenhänge sind komplexer. Das Mönchtum wurde nämlich problemlos in die Reichskirche integriert und bildete gerade keinen Kontrast zu einer (angeblich) weltlichen Kirche. Im Westen gab es nie eine Konfrontation zwischen Mönchsgemeinde und Bischofskirche, im Osten waren dieselben Bischöfe, die in großem Stil Kirchenspolitik machten, zumeist Mönche. Auch zu Kultur und Bildung war der Graben nicht unüberwindlich. Vielmehr wurde im westlichen Mönchtum, weniger ausgeprägt auch im östlichen, auf eine Synthese von christlicher Askese und antiker Kultur hingearbeitet.

Weiter kommt man möglicherweise, wenn man die Entstehung des christlichen Mönchtums in allgemeine sozial- und religionsgeschichtliche Entwicklungen einordnet. In den ägyptischen Dörfern, aus denen die ersten christlichen Anachoreten kamen, und auch in anderen Regionen gerieten die alten Solidarbindungen der antiken Gesellschaft im Laufe des 3. Jahrhunderts in eine Krise. Weil eine drückende Steuerlast ein Dorf zu gemeinschaftlichem Handeln zwang, sahen tüchtige Einzelne unter Umständen ihre Hoffnungen auf eine bessere Zukunft schwinden und wichen dem sozialen Druck durch Absonderung von den Mitmenschen aus. Die monastische Bewegung rekrutierte sich anfangs aus einer Schicht wohlhabender Bauern (das gilt beispielsweise für Antonius), wie die urchristlichen Wandercharismatiker also nicht aus Leuten, die nichts mehr zu verlieren hatten, sondern aus solchen, die bewusst etwas aufgaben. Die ersten Eremiten entzogen sich den politisch-sozialen Spannungen, denen sie aufgrund ihrer gesellschaftlichen Position im Dorf ausgesetzt waren, und lebten autark „für sich allein“. Wenn der Mensch nicht in seinem Herzen spricht: Ich und Gott allein sind in der Welt, dann kommt er nicht zur Ruhe“ (*Aussprüche der Väter* Nr. 144).

„Engelgleiches Leben“ Damit wurde im Mönch ein verbreiteter christlicher Gedanke Realität: die Einfachheit des einsamen Menschen Adam im Paradies. Die Lebensform des Mönches sei diejenige Adams: das „engelgleiche Leben“, wie ein Topos monastischer Spiritualität lautete. Im heilsgeschichtlichen Denken der antiken christ-

lichen Theologen war das Leben in der Welt weit entfernt vom Paradies. Der Rückzug der Mönche aus einer als stark defizitär aufgefassten, von Sünde verdoctrinerten Welt bedeutete, dem Paradies näherzukommen, das man in den weltlichen Formen sozialen Lebens verloren gegangen sah. Sämtliche Beziehungen zwischen Menschen mit ihren Über- und Unterordnungen, ihren Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, galten als Folge von Sünde. Die Weltensagung der Anachoreten setzte diese Theologie in die Praxis um. Der Mönch starb gleichsam einen „sozialen Tod“ (Peter Brown), der ihm nichts als Vorteile einbrachte.

Spirituelle Autorität Die spirituelle Autorität, die dem Mönch dadurch zuwuchs, war von einer der Antike bis dahin unbekannten Art. Die Mönche repräsentierten einen neuen Stil im Umgang mit dem Heiligen. Im antiken Kosmotheismus (Weltfrömmigkeit) wohnten Himmel und Erde gleichsam Seite an Seite, mit fließenden Übergängen. In Kult und Ritual war der Kontakt jederzeit herstellbar. Die Christen hingegen sahen den Himmel viel weiter weg, nicht nahe in göttlichen Gestirnen oder einem besetzten Kosmos mit Gottheiten in Bäumen und Quellen. In den christlichen Mönchen erblickte man so etwas wie Kontaktstellen zum Heiligen, dem Himmel näher als durchschnittliche Menschen. Ihre Autorität und Glaubwürdigkeit beruhte nicht darauf, in sporadischen Trancezuständen, Visionen oder Träumen individualisierte, passive Medien göttlicher Inspiration zu sein – das war die antik übliche Form des Kontakts mit dem Göttlichen –, sondern darauf, dass sie ihren Lebensstil sorgfältig durchhielten und das Göttliche in ihrer Person dauerhaft repräsentierten. Das konnte nicht jeder leisten. Dazu bedurfte es lebenslanger Anstrengung und Plage (*śkeis*, „Askese“, heißt wörtlich „Übung“). Diese außergewöhnlichen Menschen standen als Bindeglieder zwischen dem Himmel und einer entgötterten Welt und verstanden sich als die auf Erden Fremden, die ihren Wandel im Himmel haben. In diesem Sinne lässt sich das Mönchtum als Fortsetzung urchristlicher Mentalität begreifen, der Distanz zur Welt, in der man als Fremder und Gast lebt (→ Kap. 8.1).

Das Mönchtum als genuin christliches Phänomen gehört damit in die allgemeine religiöse Entwicklung der Spätantike. Im frühen 3. Jahrhundert war der Zugang zum Heiligen noch so denkbar, dass alle

Christen und grundsätzlich alle Menschen ihn durch Vervollkommenung ihrer selbst bewerkstelligen können. Das war das Heiligkeitsideal des Frühchristentums und beispielsweise die Kirchenvision des Origenes. Als der Asket Pelagius um die Wende zum 5. Jahrhundert ähnliche Ideen propagierte, scheiterte er unter anderem an Asketen wie Hieronymus und Augustinus, die in ihrem Lebensstil die neue Vorstellung verkörpert und kirchenpolitisch durchsetzten.

Aus dem neuen Stil religiösen Lebens rühren zwei zentrale Merkmale der christlichen Spätantike: zum einen die vehemente Debatte über die Christologie, denn wenn nur in Jesus Christus, dem Außergewöhnlichen schlechthin, Himmel und Erde, Gott und Mensch wirklich, „unvermischt und ungetrennt“, wie das Konzil von Chalzedon 451 sagte (→ Kap. 17.3), zusammenkommen, dann hängt das gesamte Konzept der neuen monastischen Spiritualität an dieser einzigartigen Kontaktstelle; zum anderen der Erfolg des Mönchtums als einer christlichen Lebensform weit über die Antike hinaus, denn die Mönche antizipierten mit ihrer Lebensform des Rückzugs aus der Welt die Rückkehr in das Paradies. Zu bedenken bleibt dabei freilich auch immer, dass die meisten Christinnen und Christen von der Antike bis in die Gegenwart nicht asketisch oder monastisch lebten, sondern ihren Glauben in den jeweils üblichen sozialen Lebenszusammenhängen zum Ausdruck brachten.

3. Das Mönchtum in den östlichen Kirchen

Allgemeines Die Orthodoxie versteht sich als die legitime Nachfolgerin der Alten Kirche, die das Erbe der Alten Kirche unverseht bewahrt hat. Das Kriterium für die Rechtgläubigkeit ist die Tradition der Kirchenväter. Diesen Anspruch muss man grundsätzlich kritisch reflektieren, denn in hermeneutischer Hinsicht ist es äußerst zweifelhaft, ob eine kirchliche Tradition über viele Jahrhunderte unversehrt bewahrt werden kann. Doch finden wir tatsächlich in den Ostkirchen in Bezug auf das Mönchtum viel von dem erhalten, was oben über die Anfänge des Mönchtums gesagt wurde (→ Kap. 13.2); aufgrund der historischen Umstände hat es hier in vielen Bereichen nur wenig Entwicklung gegeben. Heute gibt es in der Orthodoxie vielfach ein blühendes Klosterwe-

sen. Der Berg Athos ist als Zentrum des orthodoxen Mönchtums berühmt, in Russland wurden in den letzten Jahren, nach dem Ende des Kommunismus (→ Kap. 12.4), Hunderte von Klöstern neu gegründet, in Rumänien gibt es Abertausende von Mönchen und Nonnen, und in der ägyptischen Wüste existieren seit den Anfängen dieses Phänomens Klöster. Das östliche Mönchtum, das sich in vieler Hinsicht vom westlichen unterscheidet, ist ein Phänomen, das auch heute von großer Bedeutung ist.

Anders als das westliche Mönchtum hat das östliche keine Strukturen entwickelt, die über das einzelne Kloster hinausgingen, also keine Orden oder Kongregationen. Lediglich in den katholischen Ostkirchen gibt es Ordensgemeinschaften, die zumeist nach westlichen Vorbildern gestaltet sind. Grundsätzlich jedoch gilt die alte Unterscheidung zwischen den Mönchen und Nonnen einerseits und den Menschen „in der Welt“ andererseits. Das Leben in den Klöstern des christlichen Ostens wird nach den Regeln des Basilus des Großen gestaltet. Sie werden durch so genannte *Typika* (Hausregeln) ergänzt. Manche von diesen *Typika* sind in der Orthodoxie weithin anerkannt worden und gelten in vielen Klöstern, vor allem die aus dem Studion-Kloster in Konstantinopel. Dennoch besteht zwischen den entsprechenden Klöstern keine jurisdiktionelle Verbindung. Sie unterstehen dem jeweiligen Bischof (manchmal dem Patriarchen), der auch die disziplinarische Aufsicht ausübt.

Da die Orthodoxie keinen Zölibat für Priester kennt, ihn aber für die Bischöfe verlangt, werden letztere immer aus dem Mönchtum gewählt. Somit steht den Mönchen eine kirchliche Karriere offen, während sie dem größten Teil des in der Pastoral tätigen Klerus verwehrt ist. Lediglich verwitwete Priester lassen sich zuweilen zum Mönch weihen, zumal eine zweite Ehe nach der Priesterweihe nicht mehr möglich ist.

Nach den Anfängen des Mönchtums fernab von menschlichen Siedlungen („die Welt verlassen“ war ein Synonym für den Entschluss, als Mönch zu leben) kam es, nachdem sich das Christentum durchgesetzt hatte, auch im Osten dazu, dass Klöster in den Städten, vor allem auch in der Nähe der Herrscher entstanden. Mönche konnten lesen und schreiben und gehörten damit zur Bildungselite. Sie waren als Berater am Hof gefragt und spielten oft bei theologischen Auseinandersetzungen eine wichtige Rolle, häufig als Verteidiger des hergebrachten Glau-

bens gegen echte oder vermeintliche Neuerungen. Aus solchen Stadtklöstern kamen oft die wichtigsten Vertreter der Hierarchie.

Mönchtum und Mission Überall dort, wohin sich das Christentum aus dem Osten verbreitete, entstand auch Mönchtum in seiner östlichen Form. Mönche waren oft die ersten, die das Christentum predigten und kirchliche Strukturen vorbereiteten. Häufig wurden auch Mönche von Herrschern, die zum Christentum übergetreten waren, dafür gewonnen, unter ihren Untertanen den neuen Glauben zu verbreiten. Ein gutes Beispiel hierfür ist das altrussische Reich, wo sich Großfürst Vladimir vermutlich im Jahr 988 taufen ließ und befahl, dass sich sein Volk dem Christentum zuwenden müsse (→ Kap. 3.2). Das war kein einmühtiger Akt, wie es die Quellen suggerierten, sondern ein lange dauernder Prozess. Noch über Jahrhunderte erhielten sich heidnische Bräute und Praktiken, denn allein durch einen Befehl konnte (und kann) man nicht die Religion der gesamten Bevölkerung wechseln. Vielmehr war es notwendig, dafür die Eliten zu gewinnen, und das funktionierte am einfachsten und am wirksamsten mit dem Einsatz von Macht: Der Großfürst hatte die Macht inne, das heißt er verfügte über die Möglichkeit, diejenigen, die sich dem neuen Glauben nicht anschließen wollten, zu verfolgen. Zugleich jedoch musste er auch dafür sorgen, dass wenigstens die Angehörigen der Oberschicht die Grundlagen der neuen Religion kennenlernen, und dazu brauchte er Leute, die sich darin auskannten. Für diese Aufgabe waren Mönche am besten geeignet. In Kiev, dem Hauptort des damaligen ostslawischen Reiches, entstanden Klöster. Die Mönche waren zunächst Griechen aus Konstantinopel, wobei ja auch der neue Glaube gekommen war, doch schon bald schlossen sich ihnen heimische Slawen an und wurden zur Mehrheit. Diese Mönche trugen zur Verbreitung des Glaubens bei, indem sie etwa christliche Literatur, vor allem das Evangelium, und liturgische Bücher in die slawische Sprache übersetzten. Sie berieten den Großfürsten, sorgten für eine der Tradition gemäße Entwicklung des christlichen Glaubens unter den neuen Bedingungen und stellten die Gruppe dar, aus der die bald nötigen Bischöfe genommen werden konnten. Das altrussische Reich ist nur ein Beispiel von mehreren dafür, dass die Mönche für die Konstituierung der einzelnen orthodoxen Kirchen eine zentra-

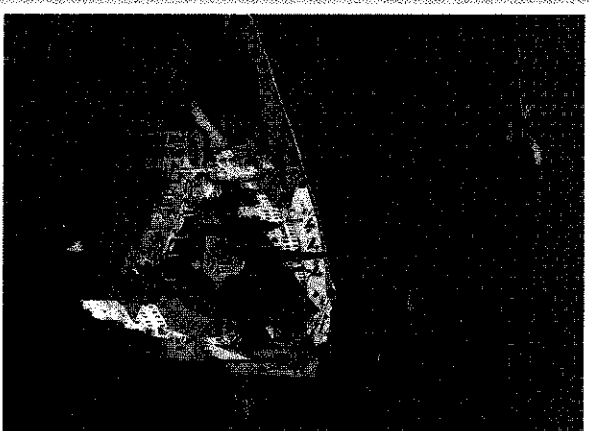
le Rolle spielten, aber auch für die Festigung der staatlichen Herrschaft nach der Missionierung.

Mönchtum und Askese Daneben gab es jedoch immer auch das Mönchtum, das sich – den Anfängen entsprechend – von der Welt fernzuhalten versuchte. Asketische Formen, die uns heute zuweilen merkwürdig vorkommen, wie das Graben von Höhlen, um darin zu leben (das berühmte Höhlenkloster in Kiew), bezeugen dieses Bedürfnis ebenso wie Einsiedeleien und andere Formen des Rückzugs. In der Neuzeit finden sich auch Verhaltensformen, die diesem Bedürfnis nachkommen, indem sie nicht den üblichen Bräuchen und Vorstellungen von sozialem Leben entsprechen (etwa jahrelanges Schweigen, Verzicht auf Hygiene, bewusstes Auf-sich-Nehmen von Spott und anderes). Die persönliche Heiligung, das Bemühen, auf diese Weise zu Gott zu finden, steht für all diese Verhaltensweisen im Vordergrund.

Mönchtum und Zivilisation Gerade in Russland hatte die Mission durch die Mönche noch eine andere Dimension, nämlich eine zivilisatorische: Oft geschah es, dass ein Mönch aus seinem Kloster weging, um in der Einsamkeit zu leben. Er baute sich eine Tagesreise von seinem bisherigen Kloster entfernt eine Klausel und lebte dort. Bald bekam er Schüler, junge Mönche, die ihn als Asketen verehrten und sich bei ihm ansiedelten, so dass mit der Zeit ein neues Kloster entstand, und zumeist auch ein Ort darum herum. Nach ein oder zwei Generationen wiederholte sich der Vorgang: Ein Mönch wollte alleine leben, ging eine Tagesreise weit von seinem Kloster und baute sich eine Klausel. Weite Teile vor allem des russischen Nordens sind durch diese Klosterkolonisation der Zivilisation erschlossen worden, und heute noch kann man auf Karten nachvollziehen, wie das Netz der Dörfer um die Klöster herum entstanden ist.

Der Athos In manchen orthodoxen Kirchen gibt es bestimmte Regionen, in denen es besonders viele Klöster gibt. Die bekannteste von ihnen ist der so genannte Heilige Berg Athos. B 24 Diese Halbinsel im Norden Griechenlands wird nur von Mönchen bewohnt. Der Athos genießt eine Art Selbstverwaltung nach innen und untersteht nur in außen-

B 24 Das serbisch-orthodoxe Athoskloster Hilandar, 1198 auf Initiative des hl. Sava gegründet, 1293 zu seiner heutigen Gestalt erweitert. Das Kloster beherbergt eine der bedeutendsten serbischen historischen Bibliotheken des Mittelalters.



politischen Fragen der griechischen Republik. In kirchlicher Hinsicht untersteht er dem Patriarchen von Konstantinopel. Auf dem Athos haben sich bereits sehr früh, seit dem 5. Jahrhundert, Mönche angesiedelt, und zwar zumeist Anachoreten (Eremiten), die auf der abgelegenen und gebirgigen Halbinsel leben wollten. Seit dem 10. Jahrhundert wurden Klöster gegründet, die rasch anwuchsen. Der Gegensatz zwischen den *idiorhythmis* (eigenem Rhythmus) und den *koinobitis* (gemeinsam lebenden Mönchen) ist immer wieder aufgeflammt. Die Zahl der Mönche reichte bis zu 40.000; allein das russische Athoskloster war ursprünglich für etwa 2.000 Mönche angelegt. Heute gibt es 20 Großklöster und eine Reihe von Einsiedeleien auf dem Athos mit insgesamt etwa 2.000 Mönchen. Die Klöster sind heute national orientiert, so gibt es unter anderem ein serbisches, ein bulgarisches, ein russisches und viele griechische Klöster. Der Athos ist ein beliebtes Ziel für Pilger und Touristen, das allerdings nur von Männern und auch nur von einer begrenzten Zahl pro Tag besucht werden kann.

Theologische Bedeutung Die wichtigsten Theologen der Kirche waren bis weit in das zweite Jahrtausend Mönche. Das hängt damit zusammen, dass Klöster zumeist die einzigen Orte waren, an denen Bibliotheken zur Verfügung standen, damit also Handschriften, sowie Material, um weitere Schriften zu verfassen. Im Westen änderte sich das radikal mit dem Buchdruck. Zwar waren Bücher immer noch teuer, aber doch erheblich billiger als Handschriften und vor allem viel einfacher zu verbreiten. Im Osten dauerte es viel länger, bis sich der Buchdruck als gängiges Mittel zur Verbreitung theologischer Ansichten durchsetzte. Aufgrund der historischen Umstände wurden viele Schriften zuerst im Westen gedruckt. Venedig wurde so zu einem wichtigen Druckort für ostkirchliche theologische Publikationen. Die Bedeutung von Mönchen in den theologischen Diskussionen hing auch damit zusammen, dass sie ein geregeltes Auskommen hatten und sich nicht – wie die Weltpriester – um die Organisation des Alltags kümmern mussten.

Mönche waren häufig wichtige Träger des Widerstands gegen die Einführung von Neuerungen. Die Gründe dafür sind unterschiedlicher Natur, wobei Machtfragen eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Oft ging es letzten Endes auch darum, wer im Staat und in der Kirche das Sagen hatte. Solche Debatten spielten sich zumeist in der Hauptstadt Konstantinopel ab, vor allem, nachdem Antiochia und Alexandria im 7. Jahrhundert unter islamische Herrschaft geraten waren. Viele Mönche wurden deswegen immer wieder aus Konstantinopel verbannt, sei es im Klöster in der Umgebung oder auf Inseln, sei es bis an die Nordküste des Schwarzen Meeres. Das bedeutet natürlich auch, dass ihre Ideen durch die Verbannung über die Hauptstadt hinaus im Reich verbreitet wurden.

Nach der ‚offiziellen‘ Trennung zwischen Ost- und Westkirche im Jahre 1054 setzten sich die massive Entfremdung und das Unverständnis für die andere Seite noch weiter durch. In theologischer Hinsicht hatte das weitreichende Folgen. Im Westen bestimmte bald die Scholastik das theologische Denken. Im Osten gab es eine ebenfalls folgenreiche andere Entwicklung, den so genannten Palanismus. Er ist nach dem griechischen Mönch und späteren Erzbischof von Thessaloniki Gregorios Palamas benannt und entstand im 14. Jahrhundert als Ergebnis einer tiefreichenden theologischen Auseinandersetzung. Mönche vom Berg Athos, die später wegen ihrer auf Schweigen und einer bestimm-

ten Atmung beruhenden Meditationspraxis Hesychasten genannt wurden (von griechisch *hesychía*, „Ruhe“), hatten eine mystische Erfahrung, die Vision eines Lichts. Diese Erfahrung interpretierten sie als das Licht vom Berg Tabor, also als die Sicht des verkörperten Christus, die den Aposteln laut Mt 17,1–8 zuteil wurde. In einer Auseinandersetzung mit lateinischen Mönchen verteidigte Palamas die Mönche und ihre Erfahrungen. Er entwickelte eine Theorie, wonach es in Gott die *ousía* gibt, das „Wesen“ Gottes, das Menschen ganz unzugänglich ist, und neben der *enérgeia* etwas, das Palamas *energeia* nannte, „Wirkkräfte“. Dazu gehören etwa die Gnade Gottes, das Taborlicht, eigentlich alle Erfahrungen Gottes, die Menschen machen können. Diese „Energien“ aber sind ebenfalls ungeschaffen, das heißt, sie sind von göttlicher Natur. Palamas setzte damit einen Akzent, den die traditionelle Theologie so nicht kannte und der auch der westlichen Theologie fremd blieb. Der Lehre von Palamas wurde zunächst nicht viel Beachtung geschenkt, doch seit dem 20. Jahrhundert ist sie zu neuer Bedeutung gelangt und prägt heute die orthodoxe Theologie sehr stark. Das hesychastische Gebet ist als „Jesusgebet“ bekannt geworden und hat heute auch im Westen zahlreiche Anhänger.

Im Byzantinischen Reich gab es nach der Hochblüte der Theologie im 4. und 5. Jahrhundert lange Jahrhunderte, in denen es zwar ein reichhaltiges theologisches Schrifttum gab, aber kaum Weiterentwicklung. Die größten Autoren hatten oft das Bemühen, eine Zusammenfassung der Theologie zu geben, nicht aber den Ehrgeiz, Neues zu entwickeln. Ein anderer Schwerpunkt war die Mystik. Die Autoren, Mönche, beschäftigten sich mit verschiedenen Formen der Gotteserfahrung, mit Gebetspraktiken und ähnlichen Fragen. Der Palanismus ist ein Zeichen hierfür.

Nach dem Ende des Byzantinischen Reiches 1453 lebte die große Mehrheit der Orthodoxen für viele Jahrhunderte unter dem Islam. Das gilt für Griechen, Bulgaren, Serben, Rumänen und alle Christen im Nahen Osten. Erst seit dem 19. Jahrhundert begann die nationale Emanzipation. Das hatte zur Folge, dass es in diesen langen Jahrhunderten kaum theologische Entwicklung gab. Große Debatten konnten aufgrund der äußeren Umstände nicht mehr stattfinden, und wir wissen etwa aus Reiseberichten, dass es sogar in den Klöstern im Osmanischen Reich oft kaum mehr als drei oder vier Handschriften gab.

Es gab allerdings eine Ausnahme, nämlich Russland. Das Russische Reich war im 13. und 14. Jahrhundert von den Tataren besetzt bzw. ihnen gegenüber tributpflichtig, doch seither war es fast immer unabhängig. Mit dem Untergang des Byzantinischen Reiches beanspruchte Moskau die Vorherrschaft im christlichen Osten, zumal es eben das einzige freie Land war. Auch in Russland waren die Mönche die Träger des theologischen Denkens; hier gab es bis in das 19. Jahrhundert eine Reihe von theologischen Debatten.

Die Bedeutung ‚in der Welt‘ Die gesellschaftliche Bedeutung des Mönchtums im Osten wird häufig unterschätzt. Der Aspekt der Verbreitung des Christentums wurde schon erwähnt. Er hat auch eine Dimension nach innen. Mönche fühlten sich verpflichtet, die Gesellschaft, in der sie lebten, zu christianisieren, sofern sie sich nicht ganz von ihr distanzieren, indem sie sie verließen. Dieses Missionsziel galt natürlich während der klassischen Christianisierung, aber auch in Zeiten, in denen die Mönche die Gesellschaft für entchristlicht hielten. Dieser Aufgabe kamen und kommen Mönche vor allem durch Seelenführung nach, also dadurch, dass sie andere Menschen spirituell betreuen. Diese Aufgabe ist im Kloster genuin und wird einem erfahrenen Mönch übertragen, dem „geistlichen Vater“ (*patēr pneumatikos*). Das muss nicht der Abt, ja nicht einmal ein Priester sein. Der geistliche Vater ist in der Regel der Beichvater, aber er ist vor allem derjenige, der in zentralen Fragen des Lebens berät, zu dem man vor wichtigen Entscheidungen geht, der die spirituelle Entwicklung eines anderen Mönchs – oder Weltmenschen – mit verfolgt. Er verfügt dabei oft über große Autorität und rät zu Entscheidungen (oder von Entscheidungen ab), die sehr weit reichen und die nach unserem westlichen Verständnis sehr tief in die Privatsphäre reichen können.

Auch heute noch gibt es dieses Phänomen; jeder Mönch und viele orthodoxe Christen haben einen solchen geistlichen Vater. In der russischen Tradition sind sie als *Starzen* berühmt geworden. Das Wort bedeutet eigentlich „alter Mann“. Im 19. Jahrhundert haben die *Starzen* einiger russischer Klöster enormen Einfluss auf die russische Gesellschaft ausgeübt; Fjodor Dostoevskij hat ihnen in mehreren Romanen ein Denkmal gesetzt, vor allem in den *Brüdern Karamazov*. Nach dem

Ende des Kommunismus hat diese Tradition wieder begonnen. Auch auf den Westen hat die Spiritualität orthodoxer Mönche stark eingewirkt.

Im Westen haben viele Ordensgemeinschaften ein soziales Engagement entwickelt, indem sie Krankenpflege, Jugendseelsorge oder ähnliche Dinge in den Mittelpunkt ihres Wirkens gestellt haben (→ Kap. 14.3–5). In der Orthodoxie hingegen hat man das Ideal der Abtrennung von der Welt weiter entwickelt, wie es im östlichen Mönchtum von früh an präsent war (→ Kap. 13.2). Dazu gehörte, dass soziale und pastorale Tätigkeiten nie im Zentrum des monastischen Lebens standen. Zwar gab es zu verschiedenen Zeiten der Geschichte immer wieder Klöster, die sich für Arme, Waisen und Notleidende engagierten, doch geschah das häufig auf Drängen weltlicher Autoritäten, für die Mönche und Nonnen ihren ‚Nutzen‘ nachweisen mussten. Auch heute gibt es bewundernswerte Beispiele sozialen Engagements im östlichen Mönchtum. Doch ist das nicht die Regel. Häufig werden solche Aktivitäten in der Orthodoxie von Bruder- bzw. Schwesterschaften übernommen, die aus Laien bestehen und ihr Engagement in den Gemeinden entfalten. Deren Mitglieder sind aber nicht Mönche oder Nonnen, sondern ‚Weltleute‘, die so ihr Charisma leben.

Einführung in die Geschichte des Christentums

VON

Franz Xaver Bischof, Thomas Bremer,
Giancarlo Collet und Alfons Fürst

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN